

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 30.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(3. Fortsetzung.)

Ueber das ihr so unbegreiflich Scheinende erhielt sie jedoch bald die vollständigste Aufklärung. Der Reiter blieb eine kurze Weile mitten auf der Straße halten, richtete sich in den Bügeln auf, blickte unverwandt nach ihr, schwenkte dann plötzlich seinen Hut ihr entgegen und im Nu flog auch sein Knappe dem Garten zu. . . sein Reitknecht folgte sofort seinem Beispiele und parirte sein Tier in demselben Augenblicke, als sein Herr aus dem Sattel sprang und ihm den Bügel zuwarf. Dann eilte der junge Cavalier nach der Gartenmauer und rief der über diese hinab Sehenden zu: „Mistress Lucie! Mistress Lucie! Welches Glück, ich finde Sie wieder! . . . Mein Himmel, kennen Sie mich nicht mehr? Richard Clinton. Die Erinnerung an die Heide bleibt mir ewig teuer!“

Eine so freudevolle Ueberraschung bemächtigte sich der jungen Frau, daß sie sich derselben nicht entziehen konnte. Sie war wie von einem Rausche umnebelt, dessen Glück sie um desto mehr empfand, als sie sich desselben, alle andere Empfindung ausschließend, bewußt fühlte. Ob sie ahnte, daß dies so unerwartete Wiedersehen von einem ihr Denken und Tun bestimmenden Einflusse begleitet sein könnte? Nicht nur das Unglück, auch das Glück macht die Denkfähigkeit in den ersten Momenten zu lauten oder geheimen Aeußerungen unfähig, die Freude jedoch besitzt den Vorzug, schneller die Herrschaft über die besangene Besonnenheit zu erringen und Frau Lucie erfreute sich desselben.

Wie prächtig sich das traf! Hier wußte sie sich allein. Ihr Gatte konnte, selbst wenn er auch dazu entschlossen gewesen wäre, heute in den Garten zu kommen, dies mit dem besten Willen nicht tun, er hatte den Besuch zweier fremder Aerzte empfangen, welche er als seine Gäste einigen seiner hildesheimer Kollegen vorstellen mußte. Die Zeit dieser Herren war jedoch gemessen, am Abend schon reisten sie mit der Post nach Göttingen, weshalb es undenkbar war, daß er, um ihnen seine botanische Anpflanzung zu zeigen, sie noch hier heraus führen könne.

Besonders günstig zeigte sich der Umstand, daß der alte Gärtner, wenn er ihr beim Kommen das Gittertor aufgeschlossen, den Schlüssel in der Regel im Schlosse stecken ließ. Diese kleine durch den Zufall bewirkte Begünstigung machte es der jungen Frau möglich, Sir Clinton in den Garten einzulassen und von

diesem Tage an fanden daselbst geheime Zusammenkünfte zwischen ihnen statt. Es war in der That ein recht wohl behütetes Geheimnis. Wer hätte es ahnen können!

Am allerwenigsten Doktor Philipp, in dessen Herz sich so leicht kein Argwohn einmischte.

Obwohl es ihm nicht entging, daß Frau Lucie eine Unsicherheit in ihrem Wesen ihm zu verbergen strebe, welche er bisher nicht an ihr bemerkt hatte, so hielt er doch die Annahme als vollkommen gerechtfertigt, ihr Brustleiden sei die Ursache dieser Aeußerung einer ihr immer empfindlicher werdenden Beängstigung, die sie ihm nicht gestehen wolle, aus Furcht ihn zu erschrecken. Vollkommen überzeugt, daß er durchaus nicht im Irrthume sei, hatte ihn ein Vorgang, welcher ihn tief ergriffen und dessen unbemerkter Zeuge er geworden.

In der Regel die Pünktlichkeit in Person, hatte Doktor Philipp für alles, was zu seinem gewöhnlichen Tun gehörte, seine bestimmte Zeiteinteilung, und es überraschte nichts mehr, als wenn er von seiner Gewohnheit abwich. So kam er eines Vormittags aus der Apotheke in seine Wohnung hinauf. Es machte ihm Freude, sein liebliches Gretchen spielend auf einem Teppich am Boden sitzen zu sehen.

In der Wohnung war es still, aber wie er an das Zimmer trat, in welchem das Kind für gewöhnlich seinen Aufenthalt hatte, öffnete er leise die Thür. Er hörte Frau Luciens Stimme und glaubte sich nicht zu täuschen, daß sie unter Tränen zu dem auf ihrem Schoße sitzenden und von ihrem Arm gestützten Gretchen sprach, das seine Händchen nach ihrem niedergebeugten Gesicht emporstreckte.

„Ja, das trifft mein Herz, daß du bald keine Mutter mehr haben sollst,“ hörte er sie sagen. „Und was werden sie dir einst von mir erzählen? Nichts anderes als: Sie ist gestorben, wie du noch ein ganz kleines Kind warst . . . das wird alles sein. Du wirst keine Träne um mich weinen . . . niemand . . . niemand . . .“

Doktor Philipp fühlte sich von dem Gehörten, dessen Sinn er nicht verstand, tief erschüttert. Er glaubte darin den aus tiefstem Herzen kommenden Ausdruck des Schmerzes einer Mutter zu hören, welche von ihrem Tode sicher sich überzeugt hält und

der Hoffnungslosigkeit und dem Wehe des Scheidens von ihrem geliebten Kinde Worte leiht.

„Lucie!“ rief er.

Die Gerufene fuhr mit einem Schreckensschrei auf und da sie ihren Mann an der Tür stehend erblickte, sank sie, vom Stuhl herabgleitend, in die Kniee, auch das Kind, vom Aufschrei der Mutter erschrocken und deren es bisher festhaltenden Armes plötzlich entbehrend, fiel zu Boden, schrie und versiel in heftiges Weinen. Zum Glück hörte es die eben ins Nebenzimmer eintretende Amme und kam eilig herbei, blieb aber wie erstarrt stehen, da sie ihren Herrn im Begriffe, die Frau vom Boden aufzuheben, erblickte. „Beruhigen Sie draußen das Kind!“ rief er ihr zu. „Die Frau ist ohnmächtig geworden, ich werde ihr die nötige Hilfe leisten.“

In dieser Stunde hatte Frau Lucie die vollständigste Gelegenheit, ihres Gatten edles, teilnahmvolles Herz zu erkennen. Nachdem er sie mittels einer aromatischen Essenz wieder zur Besinnung gebracht und ihr Erholung gegönnt hatte, sprach er tröstend zu ihr:

„Gib dich nicht solchen dir nur ängstigen Gedanken hin, als stünde der leibhafte Tod schon neben dir. Deine Krankheit ist freilich ein Uebel, welches unserm ärztlichen Wirken zuweilen eine sehr hartnäckige Opposition entgegenstellt, zumal wenn die Kranken schon vorher vielen Anwandlungen von entkräftenden Fiebrern unterworfen waren, das aber ist bei dir nicht der Fall gewesen, wie du mir sagtest und darum hast du nicht Ursache, dich über den Verlauf deines Gesundheitszustandes so sehr zu besorgen. Wir werden diesen bösen Feind schon bezwingen. Kommenden Montag bringe ich dich nach Remdorf.“

„So bald?“

„Ist denn etwas Erschreckendes dabei?“ fragte Doktor Philipp lächelnd. „Nein nein, meine gute Lucie. Man darf nicht warten, bis der Sommer vorüber ist, jetzt ist die beste Zeit. Ich will dich meinem remdorfer Herrn Kollegen persönlich empfehlen, das wird von sehr guter Wirkung sein, glaube mir.“

„Du willst mich nach Remdorf bringen?“ fragte Lucie.

„Ja, Kind, das will ich. Wenn ich für dich Sorge, dann weiß ich, daß du wohl versorgt bist,“ antwortete der Doktor und setzte scherzend hinzu: „Was würde wohl unser herzliebtes Gretchen sagen, wenn ich dich so allein in die Welt hinein gehen ließe? Das Kind hat ja nicht geringeren Anspruch auf dich als ich. Wer könnte uns mehr lieben als du?“

Frau Lucie stand vor ihm mit niedergesenkten Blicken, dann faßte sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit seine Hand, hob ihre feuchtschimmernden Augen zu ihm auf und stammelte wie von einem Verdammungsurteile durchschauert: „Ich bin eurer nicht wert.“

„Märchen, was du dir für Mühe gibst, dich selbst zu quälen!“ entgegnete Doktor Philipp lachend. „Gehe in dein Zimmer, meine gute Lucie, ruhe, daß die Aufregung in dir sich lege. Du bist wirklich recht angegriffen.“

Er führte sie in ihr Schlafzimmer, das er erst dann wieder verließ, als er glaubte, sie werde, das Gesicht in die weichen Kissen gedrückt, sich nun bald beruhigen.

Die Tage gingen rasch vorüber.

Am Montag stand der nach Remdorf für den Doktor und seine Frau bestimmte Wagen vor der Apoteke. Der Abschied Frau Luciens von ihrem Gretchen war ein schwerer, tränenreicher. Als ob die Kleine es wisse, daß es einer Abschiednahme gelte, klammerte sie sich fest mit ihren Händchen an deren Hals an und es kostete Mühe, sie los zu bringen. „Komm!“ sagte der Doktor . . . weinend stieg die Frau in das bequeme Fuhrwerk, das bald aus den Augen der demselben Nachgaffenden entschwand.

Die erste Hälfte der Tour nach Remdorf wurde unter dem bedrückenden Schweigen beider Gatten zurückgelegt, erst später schien es, als erhoben die ihr fremden Eindrücke bei der jungen Frau die tief niedergedrückte Stimmung, ihr oftmaliges Hinschauen auf die ländliche ihr unbekannte Gegend, die sie durchfahren, erschien dem Doktor als ein günstig auf sie einwirkendes

Veränderungszeichen, und er täuschte sich nicht, ihre Niedergelassenheit zertriebte allmählich, wie ein vor durchbrechendem Sonnenschein sich lösender Nebel. Die ihr erzeugte Aufmerksamkeit, eine gut eingerichtete Wohnung im Hause des Badearztes zu finden, schien ihr große Freude zu machen und hätte der Abschied ihres Mannes nicht abermals einen störenden Einfluß auf ihr sich wieder erhellendes Gemüt ausgeübt, sie würde jedenfalls einen neuen Reiz für die Freuden des Daseins empfunden haben.

Doktor Philipp meinte, die bei seiner Reise so sichtbar sie beherrschende Trauer entspringe ihrer aufrichtigen Zuneigung zu ihm. Er ahnte nicht, daß sein Weib unter schwerer Gewissensangst leide und ein Geheimnis vor ihm barg, welches die volle Unwürdigkeit, deren sie vor ihm sich schuldig fühlte, ihr wie ein erschreckendes Gespenst vor Augen führte. Sie hoffte auf den Nachtschlummer, daß er Ruhe und Vergessen in die sie peinigende Aufregung bringen werde; aber diese Erwartung täuschte sie. Nacht und Einsamkeit sind entschiedene Feinde des von Gewissensvorwürfen Gepeinigten, und wie Geisterpflanz tobt der Zwiespalt zwischen ihrer Leidenschaft zu Sir Richard Clinton und dem Entschluß, denselben zu entsagen. Jenes zufällige Wiedersehen beider im philippischen Garten gab ihrer Neigung zu dem schönen jungen Cavalier die Steigerung zum Verbrechen und diese bäumte mächtig gegen die Mutterliebe in ihrem Herzen auf. Der Gedanke, ihr liebliches Gretchen mütterlos zu machen, jagte ihr Entsetzen in die Seele.

Aber nicht allein das war es, was sie geistig verwirrte, sondern die in ihrer erhitzten Einbildung sich gewaltsam ein-drängende Erinnerung an den von ihr schamlos betrogenen Mann, der so edel an ihr gehandelt hatte, vervollständigte ihre Qual . . . Schauer um Schauer durchrauten das truloße Weib. Im Uebermaß ihrer Gewissensfolter bedeckte sie das Gesicht mit den Händen . . . ermattet vergrub sie sich in die Kissen . . . ein totensähnlicher Schlaf begrub endlich ihre wilde Aufregung in Vergessen.

Jahre vorher wie nachher hatten die remdorfer Quellen keine solche große Anziehungskraft auf Heilbedürftige ausgeübt, als zu der Zeit, in welcher Doktor Philipp seine Gattin dahin brachte. Remdorf ist kein Luxusbad, und deshalb sieht man meist wirkliche Kranke in dem sauber gehaltenen, freundlichen Orte, was für Leidende jedenfalls ein Trost ist, denn sie sehen in diesen Leidensgefährten das Vertrauen auf die Heilkraft der Quellen so zu sagen verkörpert. Unter der großen Zahl Frauen, welche auf den gutgepflegten Promenaden die wohlthuende Erquickung der ozonreichen Luft genossen, hatten sich bald kleine Gesellschaften gebildet, welche das möglichste für gegenseitige Unterhaltung aufboten.

Der Hauptgegenstand derselben war die bereits bald an zwei Wochen sich in Remdorf befindende Gattin Doktor's Philipp, der den meisten Badegästen wenigstens dem Namen nach bekannt war. Frau Lucie hatte gewissermaßen Sensation erregt, weil sie jeder Annäherung der ihr Unbekannten auswich. „Das ist Hochmut“, meinten einige, andere urtheilten milder. Vom Badearzt, in dessen Gartenhaus sie wohnte, hatte man endlich erfahren, daß sie nicht nur körperlich, auch geistig leidend sei und sowohl ihr Mann als auch der Badearzt die feste Zuversicht hegten, daß, wenn ihr körperliches Uebel durch den Gebrauch der Quellen allmählich beseitigt würde, auch ihre Schwermut dann abnehmen werde. Diese Erklärung verschaffte Frau Lucien die vollkommenste Verschonung von zudringlicher Teilnahme. Man grüßte sie im Vorbeigehen stumm, was sie ebenso erwiderte. Ein näheres gegenseitiges Herantreten fand nicht statt . . . man respektirte das Unglück.

Spazierengehen durch die walddreiche Umgebung war ihre Lieblingsbeschäftigung, stets aber allein, sie schloß sich an niemand an, obwohl sie nicht unfreundlich jedem sie Begegnenden zunickte. Daß sie aber auch zur Spätabendzeit diesem Gange sich überließ, wer hätte das ahnen sollen! Die Fenster ihres Schlafgemachs waren sehr zeitig dunkel; der Badearzt, der diese Bemerkung machte, fand in dieser Tatsache die ihm von der

Dienstfrau geföehende Meldung bestätigt, daß die Frau Doktorin sehr zeitig, kurz nach dem Abendessen, sie ihres Dienstes für den abgelautenen Tag zu entlassen pflege. „Daß sie an's zeitige Niederlegen sich gewöhnt hat, ist jedenfalls von günstigem Einfluß auf ihren Gesundheitszustand“, äußerte Doktor Scheller und unter den Badegastinnen erfuhr man bald diese ärztliche Meinungsabgabe.

### 3. Vereitelt.

Schön wie die Tage des Sommers waren auch die Nächte, wenngleich der Mond nicht schien; aber weiche, laue Luftwellen umkosten den einsamen Wanderer, der des Weges lautlos dahinzog, die Blicke hinausgerichtet zu der dunklen Kuppel, von welcher der Sternenschimmer niedersank auf die traumbefangene Erde. Langsam schritt Frau Lucie die stillen Promenadenwege dahin, tiefe Ruhe lagerte in den Gebüschen... zuweilen blieb sie stehen, um zu lauschen; doch es regte sich nichts, kein Laut wurde hörbar. Müde ließ sie sich auf eine Bank nieder, mit dem Rücken an die Lehne gesunken. Ein Vorübergehender würde geglaubt haben, sie sei in der sie umgebenden Stille eingeschlummert, was gar nicht zu verwundern gewesen wäre; aber dem war nicht so... nur ein schwer sie belastendes Denken, daß sie so regungslos gefesselt hielt, drückte sie in sich selbst zusammen.

Morgen sollte der letzte Tag ihres Bleibens in Remdorf sein, heute Abend noch dies besprochen werden und deshalb wartete sie hier.

Die Glocke schlug zehn Uhr und fast mit dem letzten Schlage machten sich rasche Schritte aus östlicher Richtung vernehmbar. Ihre Müdigkeit war verschwunden, sie sprang von der Bank auf. „Er ist's! Ja, er ist's!“ rief sie halblaut vor sich hin.

„Lucie!“ hörte sie ihn rufen.

„Richard! Mein Richard!“ antwortete die ihm bekannte Stimme. „Ach, wie lange habe ich dich erwartet!... es war so schaurig einsam hier“.

Ohne auf diese Klage einzugehen, sagte er sie in die Arme schließend: „Das ist nun alles überwunden und alles besorgt. Morgen Abend zehn Uhr hält der Wagen für uns bei den drei Eichen, die Relais-Pferde sind bestellt, wir kommen zeitig nach Hamburg, und am Nachmittag fährt das gute Schiff der „Simson“ nach London, und wir werden alle Ursache haben, mit dem Spae zufrieden zu sein“. Der Sprechende lachte halblaut vor sich hin und verschwand mit ihr in die dunkle Baumnacht, durch welche sich die verschlungenen Promenadengange in die Nähe ihrer Wohnung hinzogen.

Die Nacht hüllte somit ein Geheimnis ein, das erst nach zwei vorubergegangenen Nächten dem remdorfer Publikum bekannt werden sollte, und so slog denn am Morgen des zweiten Tages die Kunde unter den Badegästen, namentlich unter dem weiblichen Teile, von Mund zu Mund: Frau Lucie Philipp habe über Nacht ihre Wohnung verlassen. Die erste Meinung hinsichtlich der Ursache dieses ungewöhnlichen Ereignisses bestand in der allgemeinen Annahme, daß die Verschwundene von einem plozlichen Wahnsinns-Neberfall ergriffen, ihrem Logis entflohen sei und vielleicht Hand an sich selbst gelegt habe. Ein dreiviertel Stunde von Remdorf entfernter Tümpel, zu dem, wie man sich erzählte, sie oft ihren Weg genommen, sei jedenfalls ihr Grab geworden.

Diesem grauslichen Wahn gesellte sich bald die überraschende Nachricht bei: Doktor Philipp sei ganz unerwartet zum Besuch seiner Frau angekommen. Anfänglich hielt man diese Kunde für ein vages Gerücht, indes die Wahrheit desselben stellte sich sehr bald heraus. In welcher schrecklichen Bestürzung der Mann sein mußte, ergab sich daraus, daß er Luciens selbstgesuchten Tod in dem Tümpel, von dem man ihm vorgesprochen hatte, für eine unbezweifelbare Tatsache hielt und in Begleitung einiger

mit Stangen und Haken ausgerüsteten Männer diesem in schlechtem Rufe stehenden Orte zueilte. Aus uralter Zeit lag auf demselben die Sage, er sei der Sammelplatz böser Geister und seine schlammige Tiefe habe keinen Grund. Man suchte mit den Haken und Stangen in dem dunklen Wasserpfuhl, ohne auf andere Gegenstände zu stoßen, als in dem Schlamm hin und wieder versunkene Steine. Während dieser fruchtlosen Nachforschungen kam ein Bauer auf dem nahe vorbeifahrenden Fusteige rüstig einher geschritten und blieb verwundert stehen, als er die vergeblichen Arbeiten sah.

„'s ist wohl einer hineingefallen und ihr kriegt 'n nicht heraus?“ fragte er. „Ja, hier hat's sein Wesen. Das haben unsere Alten schon vor vielen Jahren gewußt“.

Die Leute in der Umgegend von Dörfern oder kleinen Ortschaften kennen einander so ziemlich, das war auch so zwischen den remdorfer Männern und dem Bauer. Einer erzählte ihm, warum sie hier im Tümpel suchten.

„Der arme Herr!“ äußerte der Landmann mitleidig. „Wenn sie in der schmutzigen Tunke liegt, ist's gerade so viel, als wäre er von ihr auf Lebenslang geschieden.“

„Halt's Maul, er kommt bei uns vorüber“, raunte ihm einer zu. „Sieh nur, wie trubselig er aussieht? So recht herzenstraurig“.

Doktor Philipp hielt seine Schnupstabsdose in der Hand, aus der er, sichtbar im Vergessen seiner selbst, mehrere Prisen rasch hintereinander nahm, ohne zu wissen, was er tat. Seine stieren Blicke ruhten auf dem ihm fremden Bauer, dem er in seiner Verwirrung die Dose presentirte, welcher sich auch nicht lange bitten ließ, sondern, nachdem er einen Krazfu als Dank abgestattet, einer Prise sich bediente. Jedenfalls bemerkte Doktor Philipp jetzt erst, daß er sich in einem Irrtum befand und unangenehm davon berührt, ließ er unachtsam die Dose seinen Fingern entgleiten und zu Boden fallen. Der Bauer hob sie rasch auf und wischte sie sorgsam an seinem Rocke ab. Eben im Begriffe, sie dem hoslichen Herrn zu übergeben, blickte er höchst verwundert auf deren Deckel, in welchem das in einem Goldrahmen eingezogene Brustbild einer Dame sich befand.

„Nun, hol mich Gott, das ist kurios! die Wamsell hier oder was sie sonst ist, habe ich erst vor ein par Stunden in meinem Dorfe gesehen, mit diesen meinen leidhastigen Augen!“ rief der Bauer auf das Dosen-Porträt mit dem Finger deutend.

„Mann! er redet im Fieber“, sagte Doktor Philipp, ihn an den Schultern fassend. „Das Bild da stellt meine Frau vor“.

„Und wenn's zehnmal des Herrn Frau ist, bleibt's doch dabei, was ich gesagt habe... es ist dieselbe, die ich vor ein par Stunden gesehen habe“, entgegnete jener entschieden.

Die Umstehenden starrten ihn ungläubig an und Doktor Philipp hob nach einer Weile an: „Mann, ich erwarte, daß er sich daruber ausspricht, klar und deutlich wie's solche Sache verlangt. Wir suchten sie hier in diesem abscheulichen Wasserloche, und er sagt, daß er sie vor ein par Stunden gesehen habe... wie reimt sich das?“

„Nun Herr, was ich sage, kann ich beschwören und Zeugen habe ich auch dazu. Uebrigens kennen mich die Remdorfer als reputirlichen Mann, der keine Fagen ausspielt... ich heiße Breisig. Ist's anders, dann sagt's offen raus, ihr Leute, daß die Sache klar wird. Der gute Herr muß doch erfahren, woran er ist“.

Das war so vernunftig gesprochen, daß niemand etwas dagegen einwenden konnte. Der Doktor forderte ihn auf, die Sache nach bestem Wissen zu entwirren.





## Der Unfug der Deposition und des Pennalismus auf den deutschen Universitäten.

Ein Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert, von A. M.

In seiner phantastischen Erzählung „die Glückritter“ gibt Eichendorff eine ganz kurze Schilderung studentischen Treibens auf der (damals noch garnicht bestehenden) Universität Halle kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, die der Einbildungskraft des Dichters entsprungen, nicht durchaus mit der nackten Wirklichkeit harmonirt. Es war eine traurige Zeit vor, während und nach jenem verderblichen Kriege: Armut, Elend und Verkommenheit auf der einen Seite, Luxus, Verschwendung, rohe Genußsucht auf der anderen, Aberglaube und Unwissenheit auf beiden, Haß, Unduldsamkeit, Verfolgungssucht überall. Die Erbitterung zwischen Protestanten und Katholiken, die traurigen und unwürdigen Streitigkeiten und Hezereien protestantischer mehr, als katholischer Theologen, das gegenseitige Mißtrauen der Fürsten beider Konfessionen und die dadurch herbeigeführten Klüftungen ließen die zur Förderung der Industrie, des Handels und der Wissenschaften nötige Ruhe nicht aufkommen, und hatten auf die Sitten, schon lange vor dem entsetzlichen Kriege, den ungünstigsten Einfluß. Und wenn auch gegenüber der Verfunkenheit, der Not und dem Elend auf dem platten Lande, in den Städten Luxus und Verfeinerung herrschten, so war dies doch bloß eine Ubertünchung der inneren Noheit und niederen Genußsucht, die einen sehr großen Teil der höheren Stände beherrschte. Daß davon die Träger der Wissenschaften nicht ausgeschlossen waren, lehrt uns deutlich die Geschichte der Universitäten der damaligen Zeit.

Das Uebel, welches den größten Teil der deutschen — und zwar der protestantischen — Universitäten vom Anfang des 17. Jahrhunderts an bis weit in dessen letzte Hälfte hinein gleichwie eine Krankheit durchdrang, wissenschaftliches Leben und Streben ertödete, Verwilderung und Noheit beförderte, und endlich den Untergang der Hochschulen selbst herbeizuführen schien, war der sogenannte Pennalismus. Man versteht darunter die Unbilden und die unwürdige und grausame Behandlung der jüngeren, eben auf die Universität kommenden Studenten durch die älteren, d. h. diejenigen, welche schon über 1 Jahr die Universität besuchten. Aber nicht verwechselt darf man mit dem Pennalismus die sogenannte Deposition der Studenten, d. h. die Ceremonien bei der Aufnahme auf die Universität, obgleich sie, namentlich in ihrer Ausartung, mit dem Pennalismus entfernte Aehnlichkeit und vielleicht auf die Entstehung des letzteren einigen Einfluß gehabt haben.

Schon auf der Sophistenschule zu Athen im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war eine Studentenweihe üblich, wie sie Gregor von Nazianz uns schildert. „Das Treiben der damaligen Studenten in Athen“ sagt D. Schade in den weimar. Jahrbüchern,“ bietet so mannigfache Uebereinstimmungen, selbst noch mit unserm heutigen deutschen Studentenwesen, daß eine Parallele zu ziehen garnicht abenteuerlich ist. Die athenischen Studenten waren in Verbindungen geteilt, meist nach dem Lande aus dem sie kamen, also in eigentliche Landsmannschaften, die mit einem Vorsteher an der Spitze und fester Organisation ein förmliches Werbe-, mit dem heutigen studentischen Ausdruck zu reden: Kreisystem ausgebildet hatten, das geradezu in ein Pressen der Ankömmlinge ausgeartet war. Auf Straßen, Höhen und in Höfen hatten sie ihre Kundschafter, die den Ankommenden mit Beschlag belegten und ihn nicht eher losließen, bis er durch eine Studentenweihe (gewissermaßen eine Fuchstaufe), einer der ihrigen geworden war.“

Ueber die Art der Weihe oder die Aufnahmeceremonien selbst schreibt der schon genannte Gregor von Nazianz: „Sobald ein junger Mensch Studien halber nach Athen kommt, muß er von denen, in deren Hände er zuerst fällt, er wolle oder wolle nicht, sich gastfreundlich aufnehmen lassen, es seien nun Verwandte, Freunde, Landsleute oder Studenten überhaupt. Da wird er denn von allen geneckt und gehänselt, bald feiner, bald

derber, je nachdem er selber mehr oder weniger Lebensart besitzt. Man will ihm damit die Selbstgefälligkeit in etwas benehmen und ihn zum Gehorsam gewöhnen. Wer das nicht näher kennt, dem scheint es zu arg, eigentlich aber ist es nicht böse gemeint: es sieht schlimmer aus, als es wirklich ist. Hierauf findet die eigentliche Aufnahme in die Verbindung statt. In feierlichem Zuge parweise hinter einander und in bestimmter Ordnung begeben sich die Mitglieder mit dem Ankömmlinge über den Markt nach dem öffentlichen Bade. Kommen sie davor an, so erheben die vordersten ein wildes Geschrei wie Besessene und gebieten dem Zuge halt, als ob ihnen der Zutritt verwehrt würde. Dann stürzen sie auf die Tür los und erzwingen scheinbar den Eingang, tun hierauf endlich alles, um dem Ankömmlinge bange zu machen, lassen ihn ins Bad hinein, und geben ihm da die Freiheit. Kommt er wieder heraus, so empfangen sie ihn auf's freundlichste und halten ihn wie jeden andern ihresgleichen. Und das ist (so schließt Gregor seine Beschreibung) noch das angenehmste an der ganzen Ceremonie, daß sie nicht lange dauert und man die Plage bald los wird. Allein nicht nur in Athen, auch in den Rechtsschulen zu Konstantinopel und Berytus scheint ein ähnlicher Gebrauch üblich gewesen zu sein, der allmählich zu Ausschreitungen und zur Vergewaltigung der Jüngeren geführt haben mag, so daß der byzantinische Kaiser Justinian II. im Jahre 533 n. Chr. eine strenge Verordnung ergehen ließ, „daß sich niemand unterstehen solle, solche unwürdige, schändliche, ja oft slavische und kränkende Behandlung und Quälerei auszuüben, noch andere Vergehen, weder gegen die Professoren, noch die Kameraden, am wenigsten aber gegen neue Studenten sich zu Schulden kommen zu lassen.“ Daß auch auf der rhetorischen Schule zu Karthago, wo die Excedenten „Stürmer“ (eversores) genannt wurden, derartiger Unfug vorlam, meldet uns der heilige Augustin. Und noch im 8. Jahrhundert eifert eine Kirchenversammlung gegen solche Ausschreitungen.

Leicht denkbar ist es nun, daß sich derartige Gebräuche bei der Aufnahme Neuer unter die Fal der Besucher einer Universität durch das ganze Mittelalter hindurch im Morgenlande erhalten und sich auch nach dem Abendlande verpflanzt haben, namentlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie leicht sich Gebräuche, insonderheit auch Mißbräuche, und Einrichtungen fortpflanzen, und wie zähe sie sich durch Jahrhunderte erhalten. Zwar läßt sich geschichtlich nicht nachweisen, daß auf den ältesten abendländischen Universitäten zu Bologna, Salerno und Paris ähnliche Gebräuche bei der Aufnahme stattgefunden haben, aus dem Namen der Neulinge aber, den diese bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts auf den deutschen Universitäten führen, läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß in Paris wenigstens, wo vier sogenannte Nationalitäten unter den Studierenden bestanden — die französische, die englische oder deutsche, die pikardische und die normännische — irgend welche Aufnahmeceremonien üblich gewesen sind. Der Name Bean (beanus) nämlich, welchen die Neulinge (juniores) auf allen deutschen Universitäten führten, stammt von dem französischen bezaune, das man von bee jaune (Gelbschnabel) ableitet, und bezaunium hieß in Paris das Geld, welches die Neulinge bei der Aufnahme zu entrichten hatten.

Die Aufnahmeceremonien auf der pariser Universität, nach deren Muster die deutschen Universitäten eingerichtet waren, standen gewiß unter Aufsicht der akademischen Vorgesetzten, oder wurden von ihnen geleitet, und daher finden wir auch, daß auf sämtlichen deutschen Universitäten die Handhabung der Aufnahmeceremonien, die sogenannte Deposition, in den Händen der akademischen Lehrer sich befand. „Die Deposition,“ sagt D. Schade a. a. O. „bestand in einer Reihe tragikomischer Bexationen, durch die symbolisch das Abtun des tierischen, groben,

vorstudentischen Menschen mit all seinen Unarten und Unge-  
schliffenheiten dargestellt werden sollte, auf die zuletzt eine Weiße  
für den neuen Stand der Sittlichkeit und Weisheit folgte. Von  
einem besonderen Akte dabei, dem Abstoßen oder Abhauen auf-  
gesetzter Hörner (cornuum depositio) erhielt die Ceremonie ihren  
Namen. Der neue Ankömmling, der sogenannte Bean oder  
Bachant, ward angesehen als ein pecus campi, cui cornua  
deponenda essent (ein Stück Vieh, dem die Hörner abgenommen  
werden mußten), der erst enthört und so gewissermaßen enttiert  
werden, als ein grober Klotz, der durch allerhand Instrumente  
erst behauen und zurecht gemacht werden mußte.\*

Auf sämtlichen deutschen Universitäten war die Deposition  
gradezu gefordert, und niemand konnte das akademische Bürger-  
recht und später einen akademischen Grad erlangen, der sich ihr  
nicht unterworfen hatte. Die Handlung ward vollzogen im Bei-  
sein des Dekans der philosophischen Fakultät und geschah, wie  
aus einer Dissertation des Magister Sahmens hervorgeht, in der  
Mitte des 17. Jahrhunderts etwa auf folgende Weise: Wer von  
den Neuankommenden deponirt sein wollte — man konnte sich  
später auch mit Geld loskaufen — mußte sich bei dem Dekane  
der philosophischen Fakultät melden. War dann eine passende  
Anzahl Beanen zusammen, so bestimmte der Dekan Tag und  
Stunde der Feierlichkeit und berief den Depositor mit seinen  
Instrumenten und dem Diener an den festgesetzten Versam-  
lungsort. Derselbe erschien, breitete seine Werkzeuge der Reihe  
aus und zog ein Gewand an, wie es herumziehende Schauspieler  
zu tragen pflegen. Dann putzte er auch die Beanen mit solchen  
lächerlichen Kleidern auf, färbte ihnen den Bart mit Schuf-  
schwärze, verteilte unter sie seine Instrumente: eine Art, Beil,  
Zange, Hammer, Säge, ein Becken, Stuhl, hölzernes Scheer-  
messer, Spiegel, Horn, hölzerne Gabel, Bohrer, Kamm u. dgl.  
und stellte sie der Ordnung nach in bestimmter Reihe auf. War  
dies geschehen, so zog er als Führer an der Spitze mit ihnen  
vor den Dekan und die versammelten Zuschauer, hielt eine An-  
rede und begann dann den Akt in folgender Weise. Eine mit  
Sand oder Kleien gefüllte Wurst in der Hand, ließ er die  
Beanen bald hierhin bald dorthin laufen, legte ihnen versäng-  
liche Fragen vor, und wenn sie sie nach seinem Geschmade nicht  
beantworten konnten, prügelte er mit der Wurst heftig auf sie  
los. Hatte ein jeder sein Teil, so hieß er sie die Instrumente  
weglegen und sich der Länge lang an die Erde strecken derges-  
talt, daß die Köpfe zusammen kamen und sie so mit ihren Kör-  
vern einen Kreis bildeten. Dann machte er sich daran und be-  
arbeitete sie mit den einzelnen Werkzeugen; er behieb ihre Schul-  
tern mit der Art wie Bretter, bohrte mit dem Bohrer an den  
Knöcheln, bis er sie gehörig zugerichtet wieder aufstehen hieß.  
Dann setzte er ihnen Hörner auf und hieb sie mit dem Beile  
wieder ab, setzte jedem einen ungeheuer großen Zahn ein, den  
sogenannten Bachantenzahn, und zog ihn mit der Zange wie-  
der aus.

Darauf mußten sie sich der Reihe nach auf einen einbeinigen  
Stuhl setzen, und er rasirte sie, wobei er statt der Seife einen

Ziegelstein, dazu ein hölzernes Messer und statt einer Serviette zum  
Abwischen die größte Sackleinwand verwendete; er vollzog über-  
haupt dieses Geschäft mit solcher Zartheit, daß das anfängliche  
Lachen auch der Stärksten sich häufig ins Gegenteil verkehrte.  
Dann kämnte er ihnen die Haare und warf Hobelspäne hinein.  
Zuletzt prügelte er sie mit der Wurst aus dem Zimmer hinaus  
und ließ selber hinterdrein.

Draußen machten sich die Beanen wieder zurecht, brachten  
ihre Kleider wieder in Ordnung, auch der Depositor zog sich  
wieder anständig an und führte sie ins Zimmer zurück. Da  
empfahl er in lateinischer Rede die Kandidaten dem Dekan und  
bat ihn in ihrem Namen um das Zeugnis der Deposition. Der  
Dekan antwortete ebenfalls lateinisch, empfahl den Brauch und  
erklärte die symbolische Bedeutung der Ceremonien nicht ohne  
väterliche Ermahnungen.

Sodann gab er ihnen Salz zu kosten, als Symbol der  
Weisheit. Wie das Salz alles vor Verderben und Fäulnis  
bewahre und die beste Würze der Speisen sei, so sei auch das  
einzige Mittel, das menschliche Gemüt vor dem Verderben und  
der Fäulnis der Laster zu bewahren, die Weisheit, der sie von  
nun an emsig nachtrachten mußten. Endlich goß er ihnen Wein  
aufs Haupt, als Wahrzeichen der Freude; denn wie der Wein  
des Menschen Herz erfreue, so würden sie eine besondere Freude  
empfinden, wenn sie der Weisheit nach allen Kräften oblägen zc. zc.  
War dies alles vorüber, so stellte der Dekan den Kandidaten  
das Zeugnis über die ausgehaltene Deposition aus, und sie  
waren nun wirkliche Studenten.

Von den Fragen, welche der Depositor den Neulingen z. B.  
zu Marburg vorlegte, wollen wir nur einige von Schuppianus  
mitgeteilte anführen: Der Depositor gibt dem Jungen eine  
Ohrfeige und fragt: „Hast du auch eine Mutter gehabt?“ Der  
Junge antwortet: „Ja!“ Der Depositor gibt ihm noch eine  
Ohrfeige: „Nein, Schelm, sie hat dich gehabt.“ Er fragt weiter:  
„Wie ist die Erbsie auf die Welt gekommen?“ Der Junior  
sagt: er wisse das nicht; da muß er abermahlen eine Ohrfeige  
haben, und der Depositor sagt: „Du Schelm, sie ist rund auf  
die Welt gekommen.“ Sage mir ferner: „Wie viel Flöhe gehen  
in einen Scheffel?“ Der Knabe antwortet mit Zittern und  
Beben: „Ach, das hat mich mein Präzeptor nicht gelehrt, ich  
habe nur die Grammatik und ein Compendium Logicae et  
Rhetoricae gelernt.“ „Was“ sagt der tyrannische Pedell, „du  
mußt mehr wissen, wenn du nicht mehr ein Bachant seyn wilt;  
lerne das heute von mir, daß die Flöhe nicht in den Scheffel  
gehen, sie hüpfen hinein.“ zc. zc.\*)

\*) Außer auf den deutschen Universitäten findet man die Deposition  
noch auf der Universität zu Upsala (Schweden), wo sie mit dem in  
Deutschland geübten Gebrauche im wesentlichen übereinstimmt, sich dem  
Pannalismus aber insofern nähert, als die jungen Studenten nach der  
Deposition noch 6 Monate lang schwarze Mäntel tragen und sich  
mancherlei Verhöhnungen gefallen lassen müssen. Nach Verlauf dieser  
Frist lösen sie sich durch einen Schmaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Säkular-Erinnerung an Schiller\*).

Von Dr. A. Israel.

Es ist ebenso interessant als lehrreich, das Werden und  
Wachsen des Genius von seinen frühesten Regungen an zu ver-  
folgen, dem Stammeln seiner Kinderjahre zu lauschen, den Win-  
dungen und Arrimmungen nachzuspüren, die der Quell seines  
Geistes einschlug, bis er zum breiten, majestätisch dahinflutenden  
Strom anschwoll. Selbst wo er in jugendlichem Ungeßüm wild  
überschäumt, wie der tosende Waldbach im Frühling, offenbart  
er jene schaffende Kraft, die, durch Regel und Maß gezügelt,  
die Fluren erquickt und unsterbliche Früchte treibt, welche Mit-  
und Nachwelt erfreuen. — Damit soll keineswegs jenem literar-  
historischen Kultus der Neußerlichkeit das Wort geredet werden,

der dem unbedeutendsten biographischen Zug bedeutender Menschen  
mit ängstlicher Sorgfalt nachspionirt, über die geringsüdigste Va-  
riante in ihren Werken lange Abhandlungen schreibt, während  
man den ächten Kultus des Genius, die Verbreitung seiner Werke,  
vernachlässigt; über welchen Gözendienst Paul Heyse mit Recht  
klagt:

\*) Benützt: Eduard Voas, Nachträge zu Schillers sämtlichen  
Werken. Stuttgart, 1839. F. Scherr, Schiller und seine Zeit. New-  
York, L. Hauser. C. Falleske, Schillers Leben und Werke. Stutt-  
gart, 1877.

Wo ist die Zeit, da Oberon entzückte,  
Und Hjon's Horn mit heit'rem Wunderklang  
Grautöpfe selbst der Wirklichkeit entzückte?  
Die Zeit, da ihren Schiller schmücheltang  
Die zarte Jungfrau an den Busen drückte,  
Der Jüngling seinen Goethe noch verschlang  
In Wohlflust schwelgend ew'ger Melodien?  
Statt ihn zu lesen, liest man über ihn. —

Das Wort Goethes: „Und wenn sich auch der Most noch so absurd geberdet, es gibt zuletzt doch guten Wein“ ist ganz besonders bei seinem kongenialen Bruder in Apoll, bei Schiller, zutreffend. Denn absurd genug geberdet sich allerdings der Most der schiller'schen Poesie in seinen Erstlingswerken.

Welch ein immenser Abstand zwischen diesen und den vollendeten Dramen und Dichtungen der späteren Zeit.

Der kraftgenialische Titanismus, welcher jene literarische Epoche charakterisirt, der „Sturm und Drang, welcher alle Fesseln, auch die Rosenketten des Maßes und der Schönheit sprengte und im Ueberflieglichen, Ungeheuerlichen, in Schwulst und Bombast sich gefiel, fand in Schiller einen seiner gewaltigsten Repräsentanten und in den Räubern, dieser vulkanischen Eruption, die wild unbändig und prächtig wie mächtige Lavaströme daherschleift, hat die Feuerseele des jugendlichen Dichters, welche unter dem Druck äußerer Verhältnisse sich noch ungestümer ausbäumte, diesen Titanismus in voller Energie ausgeprudelt. In den Räubern, sagt H. Heine treffend, gleicht Schiller einem kleinen Titanen, der aus der Schule gelaufen ist und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenster einwirft. Trotz der großartigen Schönheiten, die das Drama unleugbar besitzt, ist es einem geläuterten, reifen Geschmack künstlerisch nicht recht genießbar und zwar nicht bloß hinsichtlich der Sprache, sondern auch hinsichtlich der Charaktere, wie auch der ganzen Tendenz, die das Stück beseelt. Die Freiheit, — wir geben hier einem hervorragenden Kritiker das Wort — die darin verlangt und angestrebt wird, ist im Grund eine so inhalt- und ziellose, daß sie aus der Lust roussau'scher Abstraktionen mit Notwendigkeit in den Schmutz des Räuberlebens herabfallen muß. Abstrakt sind auch die Personen, obgleich Schiller in den Figuren seiner Bande verschiedene seiner Mitzöglinge zu portraituren versucht hat. Lebenswirklichkeit muß man in dem Stücke nicht suchen: was für eine Schemengestalt ist z. B. Amalia! Aber freilich, was wußte der Karlschüler, als er die Räuber schrieb, von den Frauen? Nichts. Was von der Welt überhaupt? Nur was im Plutarch und Rousseau stand, denn den Shakespeare hat er selbstgeständlich erst viel später verstanden. Die Charaktere in den Räubern sind daher keine Menschen, sondern Abstraktionen himmelhoher Tugenden und höllentiefer Laster, wie eben der ins Ungeheuerliche vergrößerte und zugleich verzerrende Hohlspiegel sie zeigt, in welchem eine geniale und unerfahrene Jugend die Welt zu sehen sich leicht verführen läßt. Auf Schiller, den Verfasser der Räuber, paßt vortrefflich, was Jean Paul von einem seiner Jünglinge sagt: „Dieser Heros, in der Kartause und mehr unter der Vorwelt als Mitwelt aufgewachsen, legte an alles antediluvianische Niesenellen.“ Wie man weiß, hat der Dichter in späterer Zeit keineswegs mit väterlicher Zärtlichkeit auf seinen wilden Erstling zurückgesehen, ja er hat die Räubertragödie schon vier Jahre nach ihrer Vollendung als ein „Ungeheuer“ verdammt. Er ist dabei mit jener ganzen Strenge gegen sich selbst verfahren, welche nicht der geringste Vorzug eines Mannes gewesen ist, dessen Muse das Gewissen war. (La conscience est sa muse sagt Frau von Staël von Schiller in ihrem Buche *De l'Allemagne*.) Indessen abgesehen davon, daß die Räuber ein unvergängliches Dokument der Stimmung ihrer Entstehungszeit sind und abgesehen von der ungeheuren Wirkung, die sie getan, weist diese Tragödie Züge einer ursprünglichen Kraft und Größe auf, wie sie der Dichter später kaum übertroffen hat. Wer jemals aus dem Munde eines bedeutenden Darstellers den Traum Franz Moors vom Weltgericht vernommen hat, der wird gestehen müssen, daß hier eine Region des Erhabenen erreicht ist, welche selbst ein Aeschylos, ein Dante und Shakespeare nur in glücklichsten Momenten erreichen. — Bedeutend ist folgende

Stelle in einem 1784 im deutschen Museum II 365 abgedruckten Aufsatz Schillers: „Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverständnis der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurteilt (!). Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Entusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist stark wie die erste Liebe: was sie ersticken sollte, suchte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe trennen, unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einzig Geschöpf, der getreue Abguß ein und desselben Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lössagte, — unbekannt mit den Reigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlecht — die Tore dieses Instituts öffneten sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenhücheln, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Ehe der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die Räuber.“ —

Freier noch als in den Räubern, wo die Rücksicht auf das Theaterpublikum eine gewisse Reserve gebot, läßt der jugendliche Stürmer und Dränger seinem kraftgenialischen Pegasus in einer Sammlung von Gedichten den Jügel schießen, welche bald nach den Räubern unter dem Titel: „Antologie auf das Jahr 1782, Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko,“ erschien. Folgendes war der Anlaß hierzu. Im Jahre 1781 hatte ein Landsmann Schiller's, der Dichterkling G. F. Ständlin, die schwäbischen Dichter unter seiner Fahne gesammelt und eine schwäbische Blumenlese unter dem Titel: Schwäbischer Musenalmanach (Tübingen, J. G. Cotta) herausgegeben, welche jedoch, einige wenige gute Gedichte abgerechnet, besser eine Dipselslese genannt werden dürfte. Als Vignette trug sie eine über Schwaben aufgehende Sonne. Schiller, der zur Beisteuer aufgefordert worden war, sendete dem Herausgeber mehrere Oden und Gedichte. Dieser nahm aber nur ein einziges Gedicht auf, die Entzückung an Laura, und dieses mit Verstümmelungen. Dadurch persönlich verletzt, schrieb Schiller, dem ohnehin die Bedeutung, welche der Almanach mit der Titelvignette sich anmaßte, mißfallen mußte, eine beißende Rezension, worin er sich besonders über die aufgehende Sonne lustig machte. Sie ist nach Inhalt und Ausdruck charakteristisch, zeigt ganz die Physiognomie des jugendlichen Schiller, und verdient um so mehr aus dem Dunkel der Bibliotheken ans Licht gezogen zu werden, als manche Stelle darin auch auf gewisse Erscheinungen der Gegenwart Anwendung findet. „Bei der gegenwärtigen Mode“ beginnt dieselbe, „Kalender zu machen, (Seuche darf ich sie doch nicht nennen, denn man streitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht schon gehabt haben, und Musenalmanache hatten sie doch wohl nicht bei der so empfindsamen Witterung in ganz Deutschland ist eine württembergische Blumenlese kein Phänomen mehr. Man beschuldigt sonst die Schwaben, daß sie erst anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieser Hinsicht — gesegnet sey die endliche prophetische Ankunft des schwäbischen Musenalmanachs! Bücher dieser Art lassen sich nur von drei Seiten ansehen. Entweder sie sind die Freistadt angehender schüchternen Schriftsteller, die hinter dieser Tapete Ruf oder Abschreckung vom Publikum erwarten. Man billigt sie in dieser Rücksicht, nur

muß letzterer Gehorsam geleistet und jener nicht vorausgesetzt werden . . . . . — Oder im Almanach ist der unflätige Kanal, der die Indigestionen der Musen durch die Nasen des Publikums flößt? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unsere pfiffigen Schöngelster, die ihren abgestumpften Witz gelegentlich bei dieser letzten Instanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete

Mebles und abgetragene Kleider nach Auktionen scheidt, um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich, will man dem schönen Geschlecht ein Präsent damit machen? Unnötiger Aufwand, eben das tut ein bißchen Seife, im Wasser aufgelöst; hübsch durch ein Strohhälmchen drein geblasen, treibt Bläschen auf, blau, grün, rot, violett und — ei! da freuen sich die Kinder!

(Zortf. folgt.)

## Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(29. Fortsetzung.)

„Nun ist es wahrhaftig Zeit, diesem Herrgott der dummen Jungen coram publico mit gleichem Maße zu messen, als er Stein gemessen hat,“ sprach David vor sich hin.

Dann rief er laut und mit schneidender Stimme durch den Saal:

„Student von Frank!“

Diese drei Worte fuhren wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel in das Lärmen der Studenten. Alle schauten erstaunt, entrüstet, fast entsetzt nach dem hin, der in so wenig respektvoller, formloser Weise den zu rufen wagte, zu dem sie bewundernd — die meisten im Innersten ihres Herzens auch ein wenig neidisch — aufschauten.

„Wer ist das? Was will der? Unverschämt! Auf Ehre unverschämt!“ riefen sie durcheinander.

„Der Mephisto — da gibt's ein Unglück!“ rief der Theologe Becker ernstlich erschrocken.

Guido von Frank selbst blieb äußerlich ganz ruhig, obgleich ihm die Hornader auf der Stirn angeschwollen war, als der impertinente Ruf an sein Ohr geschlagen.

Er setzte sich den goldnen Klemmer auf die Nase und wendete sich langsam um, ohne sich zu erheben und ohne ein Wort zu sagen. Dann maß er den, der ihn gerufen hatte, kalt und verächtlich von Kopf bis Fuß.

David hatte anscheinend mit vielem Vergnügen den Effekt beobachtet, den seine Worte erzielt hatten. Jetzt erhob er sich und schritt gemächlich langsam, als wenn er spazieren schlenderte, graden Weges auf den Tisch der Studenten und auf Frank zu, der ihn immer noch unverwandt und regungslos fixierte.

Nur wenig über einen Schritt von ihm entfernt blieb er stehen, legte die Hände auf den Rücken und begann:

„Student von Frank. Sie haben meinen Freund Franz Stein öffentlich beschimpft. Franz Stein ist ein Ehrenmann und steht im Banne von Verhältnissen, welche ihm absolut unmöglich machen, sich mit der Waffe in der Hand Genugthuung zu verschaffen. Das wußten Sie, Student von Frank, und deswegen allein wagten Sie die Beschimpfung. Sie sind ein elender Feigling, Student von Frank.“

Der Lärm, der nach diesen Worten ausbrach, spottet aller Beschreibung.

Alle sprangen von ihren Sizen auf, schrien in wildem Zorn durcheinander und wollten auf David mit geschwungenen Stöcken oder hochoberem Bierseidel einstürmen. Auch der riesige Leonberger wurde von der allgemeinen Aufregung angesteckt und bellte mit wahrer Donnerstimme grimmig dazwischen. Frank hatte sich gleichfalls erhoben, aber er bewahrte immer noch, wenn auch nur mit größter Mühe, seine Kaltblütigkeit. Er wehrte die andern mit energischer ab und unbedingten Gehorsam heischenden Tones rief er in das Getöse hinein:

„Zurück! Wer diesen da berührt, beleidigt mich. Der Mann gehört mir!“

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Alle blieben, wo sie waren, auch das Lärmen legte sich mehr und mehr, und nur das biedre Faß konnte seiner ungeheuren Wut über die seinem lieben Thor zugefügte unerhörte Beleidigung nicht rechtzeitig Zügel anlegen, — in großem Bogen schleuderte er sein noch halbgefülltes Glas nach Davids Kopf.

David aber hatte trotz seiner scheinbaren Unbeweglichkeit und

Gleichgültigkeit alles genau beobachtet, was um ihn her vorging, und war auf alles gefaßt gewesen. Blitzschnell und mit erstaunlicher Sicherheit fing er das Glas, dessen Inhalt sich schon zum Teil entleert hatte, auf und stieß es kräftig zurück, so daß es krachend auf den Tisch aufschlug und in tausend Scherben zersplitterte, von denen ein par dem wackeren Sueben Faß ins Gesicht und in den Bart sprangen, so daß dieser erschrocken zurückfuhr.

„Ruhe — ich verlange unbedingt völlige Ruhe — meine Ehrenhändel fechte ich allein aus — mein Feind ist, der mir beistehen will,“ rief Frank wieder und jetzt war es ihm kaum noch möglich, seine Erregung niederzukämpfen. Dann kehrte er sich zu David. Er trat dicht an ihn heran und sprach mit gedämpfter Stimme, so daß es nur die Studenten, die inzwischen einen Kreis um die beiden geschlossen hatten, zu hören vermochten:

„Binnen einer Stunde wird mein Kartellträger bei Ihnen sein — binnen spätestens vierundzwanzig Stunden sehen wir uns mit den Waffen in der Hand ins Auge — nicht zum Scherz.“

David lächelte in wahrhaft diabolischem Hohn.

„Warum so gemächlich? Ihr Kartellträger begleitet mich in meinem Wagen fünf Minuten weit und stellt mit mir persönlich die Bedingungen fest. Wenn der Morgen graut, — treffen wir uns — gewiß nicht zum Scherz.“

Die Studenten murrten, — es zuckte ihnen in allen Gliedern, diesem über alle ihre Begriffe unverschämten und herausfordernden Menschen sogleich handgreiflich an den Kragen zu gehen, aber der Respekt vor Frank hielt sie dennoch alle im Zaume.

Und Frank sagte: „Gut. Je rascher, desto besser. Faß, du wärst mein Sekundant, wenn du dich jetzt hättest im Zaume halten können. Dazu braucht man kaltblütige Leute. — Schleiermacher — begleite diesen — diesen Herrn als mein Kartellträger.“

Faß sowol, als Schleiermacher wurden im ganzen Gesichte feuerrot — Faß vor Scham und Aerger — Schleiermacher, weil er sich außerordentlich geehrt fühlte. Aber diese Regung wich bald wieder dem Entsetzen, welches ihm der ganze Vorgang eingeflößt hatte, — und er war blaß und mußte sich gewaltsam zusammenehmen, um nicht niedergeschlagen zu erscheinen, als er nach kurzem Gruß an seine Verbindungsbrüder und nach ein par eiligen Worten, die er mit Frank gewechselt hatte, David nachschritt, der rasch und elastisch quer durch den Saal dem Ausgang zweilte.

Sie brachten in der Tat noch lange nicht fünf Minuten zu ihrer Verabredung.

Frank hatte den Theologen instruiert, er solle auf die schärfsten Bedingungen dringen. So ungern dieser auch gehorchte, so blieb ihm doch nichts übrig, als zu acceptiren, was David vorschlug.

„Also morgen früh 6 Uhr — im peterwiger Wäldchen an der großen Eiche dicht am Flusse, — gezogene Pistolen — Schüsse à tempo, solange bis einer fällt — beliebige Distanz.“

Das waren Davids erste Worte gewesen.

„Sie haben mir über Ihre räthelhafte Provokation sonst nichts zu sagen, Herr David?“ fragte Schleiermacher nur.

David hielt mit einem Nucke seinen leicht dahingleitenden Wagen an und entgegnete:

„Wenn Sie meine Bedingungen acceptiren, ist unsre Unterredung zu Ende, Herr Student, wenn nicht — auch!“

Diesmal stieg dem Theologen die Rotesröthe ins Gesicht, er erhob sich und sprang behender, als sonst seine Art war, aus dem Wagen.

„Acceptirt — morgen früh 6 Uhr an der Eiche — auf Tod und Leben denn!“

„Ganz recht!“ nickte David gemüthlich und fast freundlich.

„Guten Morgen also, mein Herr Student.“

Er berührte sein Pferd ganz leise mit der Peitsche, und diese Berührung genügte, um das edle Tier in pfeilgeschwindem Trab dahinsausen zu lassen.

„Nun die andre Rechnung zum Abschluß fertig gemacht, und dann wäre ich glücklich so weit — und soweit glücklich — ah, es ist mir, als würde mir schon leicht und frei um Kopf und Herz und doch noch über 17 Stunden, bis es endlich vorbei ist — endlich!“ —

Nachdem er sieben bis acht Minuten gefahren, hielt er an einem jener eleganten, großen Miethhäuser an, wie sie während der letzten Jahrzehnte modern geworden sind.

Es war das Haus, in dessen Beletage Herr Specht wohnte.

Fräulein Esfriede hatte sich erst vor einer Stunde von ihrem Lager erhoben und war noch bei der Toilette. Besuche zu empfangen hielt sie noch nicht für angemessen, — selbst ihr Bräutigam, Herr Gabriel Häppler, war eben zum zweitenmale an diesem Morgen bedeutet worden, daß das Fräulein noch niemanden, rein gar niemanden empfangen könne, so leid ihr das auch tue.

Der gute Gabriel war völlig in Verzweiflung, als er grade, in dem Augenblicke, da David die Treppe anscheinend in ruhigem Behagen hinaufschritt, aus der Vorfalltür trat.

Die Herren grüßten sich — Gabriel hätte sich am liebsten möglichst unbeachtet vorübergeschlichen, er schämte sich fast und war so von seinem Schmerze ergriffen, daß er sich keine Gedanken darüber machte, was der ihm wegen seiner verächtlichen Spötterzunge sehr fatale David in der Wohnung seiner Herzenskönigin wohl zu suchen haben könnte.

Aber David blieb plötzlich stehen — es war ihm ein Gedanke gekommen, der sehr heiterer Natur sein mußte, denn er vermochte sich kaum das Lachen zu verbeissen.

„Lieber Häppler — Sie suchte ich eben!“ sagte er.

„Ah, ah — Sie suchten mich — sehr schmeichelhaft — hä, hä,“ sein gewöhnliches Hi — Hi brachte er nicht heraus, so war er alterirt, „mit was — hä, hä — kann ich dienen?“

Er fühlte sich wirklich sehr geschmeichelt, der dicke Gabriel, denn so wenig er auch David leiden konnte, so gut wußte er doch, daß David überall als das Muster eines Elegants und Lebemanns, als ein *Nouveau* reinsten, nobelsten Wassers galt und mindestens eben so sehr zu fürchten, als zu hassen war für alle die, welche ihm unbequem wurden. Vor seinem grausamen, unerbittlichen Spott zitterte der ganze kaufmännische Klub; Gabriel Häppler freilich hatte dieser Spott immer verschont — fast immer war David mit stillschweigender Verachtung an dem kleinen, sich für gewöhnlich so ungemein wichtig dünkenden Mann vorübergegangen. Heute suchte ihn dieser vornehme und allgefürchtete David nun auf, ihn, Gabriel Häppler, und sagte ihm das in einem so ganz merkwürdig freundlichen Tone — das tat wohl, wahrhaftig ganz ungemein wohl — Gabriels Herz sehnte sich in diesem Augenblicke mehr als jemals sonst in seinem Leben nach Freundlichkeit.

„Wir müssen einige Worte im Vertrauen miteinander sprechen, mein lieber Häppler.“ Darauf wandte er sich nach der Thür, hinter welcher Esfriedens Jose neugierig lauschte und fragte:

„Ist Herr Specht zuhause?“

Das Mädchen trat heran, schaute David mit einem sonderbar erstaunten Gesichte an und entgegnete langsam:

„Nein — Herr Specht nicht,“ — dann hielt sie inne und sah nach Gabriel hinüber, als hinderte sie dessen Anwesenheit mehr zu sagen.

„Nun — das tut nichts. So kann ich Herrn Specht schriftlich mitteilen, was mich zu ihm geführt hat. Geleiten Sie uns in sein Bureau. Kommen Sie nur mit, liebster Häppler.“

Er ging voran und Häppler folgte gehorsam und sehr neugierig, was er da hören werde, nach.

Noch neugieriger als Gabriel war die Jose. Aber David entledigte sich ihrer mit den jeden Widerspruch ausschließenden Worten:

„Melden Sie sogleich Ihrem Fräulein, daß ich — Willibald David — um ihre Erlaubnis bitte, mit Herrn Häppler hier in dem Bureau Ihres Vaters zu konferiren — sogleich, mein Kind.“

Dann drückte er die Thür hinter ihr ins Schloß.

„Kommen Sie hier an's Fenster, Häppler, was ich Ihnen zu sagen habe, darf kein Mensch sonst in der Welt wissen, — ich muß also auch leise sprechen.“

„Hi, hi,“ — Gabriel kam allmählich wieder ins seelische Gleichgewicht, die Sache schien wirklich sehr interessant und ganz ungeheuer schmeichelhaft für ihn zu werden, „hi hi — auf mich können Sie Sich verlassen, wie auf das Grab, hi hi! — so kann ich schweigen.“

„Ich verlasse mich auf Sie und auf das Grab. — Hören Sie: Ich habe morgen früh sechs Uhr einen kleinen Ehrenhandel, — dazu brauche ich einen Zeugen, — einen Sekundanten, — dieser Sekundant muß ein ganzer Mann sein, der dem Tode ohne weibisches Zagen ins Auge zu sehen vermag, — sind Sie der Mann zu so etwas, Häppler?“

Gabriels Mund blieb zunächst angelweit offenstehen.

„Ich, Sekundant — Ihr Sekundant — Sie belieben Scherz zu treiben — hi, hi, auf Taille einen famosen Scherz, bester Herr David, hi, hi!“

David legte ihm seine Hand auf die Schulter mit einem Drucke, daß der kleine Mann beinahe umgefallen wäre und sah ihm mit einem so durchbohrenden und so drohend finsternen Blicke in die kleinen, zusammengekniffnen Neuglein, daß ihn ernstlich Furcht besiel. Und dabei sagte er:

„Die Sache ist blutiger Ernst. Morgen früh wenige Minuten nach sechs Uhr werden Sie vor einer Leiche stehen, Häppler, — Sie müssen mein Sekundant sein oder — ich schieße mich um fünf Uhr mit Ihnen.“

Bei dem letzten Wort war der erschreckende Ernst wieder aus Davids Zügen gewichen. Er lächelte sogar lustig. Aber Gabriel Häppler blieb es doch sehr schwül um's Herz und er wurde immer abwechselnd rot und blaß, als er sagte:

„Um Gotteswillen, zweifeln Sie nicht an meiner Freundschaft, ich weiß die große Ehre zu schätzen, die Sie mir erweisen und Sie können — hä, hä, hi, hi — über mich gebieten, — sagen Sie mir nur, was ich tun soll, ich war noch nie an einer solchen Angelegenheit — hi, hi, — beteiligt — ich — —“

(Fortsetzung folgt.)

## Reineke Fuchs.

Eine literar-historische Skizze von Fr. Rauert.

(Fortsetzung.)

Von Alters her sind als hervorstechendste Eigenschaften der beiden Hauptthemen der Tierfabel, Fuchs und Wolf, bezeichnet und wie folgt von Grimm zusammengestellt worden — bei ersterem: „rot, frisch, jung, junger Gevatter, Nefse, schlant, glatt, schwach, fein, schlau, durchtrieben, listig, ränkevoll, Schleicher, Schmeichler, Schalk, Betrüger, Dieb, böse,

boßhaft, treulos, gottlos, teuflisch, lecker, Taugenichts, Ehebrecher, ver schlagen, vorsichtig, erfahren, beredt, Ratgeber, Meister, Sieger,“ sein Widerpart der Wolf ist: „alt, grau, Greis, alter Gevatter, Dheim, stark, ungechlacht, dick, plump, beschränkt, gierig, gefräßig, unerfättlich, frech, schamlos, stolz, neidisch, grausam, wütig, Räuber, Mörder, ungetren, alter, verstopfter Bösewicht, Teufel, Hahnrei, angeführt, besiegt.“ Die Bezeichnungen Gevatter, Dheim und Nefse spielen überhaupt eine große Rolle, und namentlich macht der schlaue Reineke ausgiebigsten Gebrauch davon, wenn er nach seinen losen Streichen durch solche freundschaftliche

Titel günstigere Stimmung für sich erzeugen will. Besonders erheiternd wirkt das zweideutige Verhältnis des jungen leichtfertigen Reffen (Fuchs) zur schönen Gattin des alten griessgrämigen Dheims (Wolf).

Dieser Gegensatz spricht sich auch in der Färbung aus. Stimmt das Grau zu der alten und grämlichen Stimmung des Wolfes, so das Rot zu dem böshafteu, listigen und unreuen Wesen des Fuchses. In unserer Sprache hat sich diese Beziehung der roten Farbe zum Fuchs so eingebürgert, daß wir heute noch die roten Goldstücke „Fuchse“ wie auch das rotharige Pferd Fuchs nennen.

Eigenschaften wie die oben angeführten, — daß auch den übrigen Tieren in der Tierfage ähnliche beigelegt wurden, liegt auf der Hand — waren und sind nun in der Natur dieser Tiere begründet, und eben diese Natur machte ihre Träger besonders zu Akteuren in der Fabel geeignet. Lessing, der große Gesetzgeber im Reiche der Kunst, hat denn auch in diesem Falle wieder das richtige in seiner klassischen Weise ausgesprochen, wenn er „die allgemein bekannte Beständigkeit der Charaktere“ als die Ursache für den Fabelisten ansieht, die Tiere als handelnde Personen in der Fabel zu verwenden, anstatt der Menschen. Ein Mensch und selbst ein in der Geschichte durch seinen Charakter und glänzende Talente sich auszeichnender Mensch, ist viel zu wenig in seinen Eigenschaften der großen Menge des Volkes bekannt und verständlich, während Fuchs, Wolf und andere seit langem allgemein als Personifikationen einer Summe bestimmter Charaktereigenschaften gelten. Lessing demonstriert dies in seiner scharfsinnigen Abhandlung über die Fabel folgendermaßen: Man hört Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer von dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder was er hört, und weiß wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewöhnlichen Bilder in uns erwecken, befördern die anscheinende Erkenntnis, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabelist keine vernünftigen Individuen aufstreifen kann, die sich durch ihre bloßen Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Zug und Recht, dergleichen unter den Tieren, oder unter noch geringeren Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamm anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verliert schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individuen, deren Charakter ohne weitere Hinzunahme ziemlich aus der Benennung erhellt! Lessing erzählt als weiteres Beispiel noch die Fabel von dem Priester, der dem armen Manne, unter der Vorpiegelung, die Götter verlangten, sein einziges Lamm\*) wegnahm, und fügt hinzu: „Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habgierigkeit beider noch geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese, und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird, wie durch den Zwerg.“ Besser und klarer läßt sich wohl das Wesen der Fabel, welche moralisch belehren soll, nicht definiren, als in diesen Worten, und es wird sich nun später noch darum handeln, zu untersuchen, ob die Fabel überhaupt die Bestimmung der Belehrung hat.

Aus allen diesen Gründen bleibt der Fabeldichter aber nicht dabei stehen. In seinen Tieren nur die angeführten, in ihrer Natur begründeten Eigenschaften beizulegen, er geht weiter und verleiht ihnen noch andere menschliche Gaben, läßt sie lachen, weinen, schluchzen, lächeln, sie lassen einander, haben Hände und Füße u. dgl. Daß sie das Vermögen der Sprache besitzen, ist selbstverständlich; theilweis sind sie auch bekleidet, grünlich und bewillkommnen sich und nehmen dabei den Hut ab. Schließlich sind es denn auch menschliche Handlungen, die ihnen zugesprochen werden. Auch die Nachahmung der königlichen Herrschaft, zu welcher das hervorragendste und sich besonders auszeichnende Tier, also entweder das größte, stärkste und kühnste (Löwe) oder das zierlichste und kleinste (Baunkönig, auch die Lerche ist hier und da als Herrin, Königin bezeichnet) erwählt wird, gehört hierher. Am frühesten taucht im Altertum die königliche Herrschaft des Adlers auf, erst später die des Löwen; daß in der deutschen Tierfage erst der Bär als König auftritt, ist bereits gesagt worden. Nach Grimm dauerte diese hervorragende Stellung des Bären bis zum 10. Jahrhundert. Der schon so oft genannte Forscher ist auch der Meinung, daß die Stellung des Löwen etwas fremdartiges für die deutsche Tierfage habe, das sich auch nicht dadurch beseitigen lasse, wenn man annähme, daß der Löwe früher selbst Bewohner unserer Wälder gewesen, später hier und da zur Schau herumgeführt und an den Höfen der Fürsten als Gegenstand des Prunkes gehalten worden sei, wodurch er für diesen Zweck einmal genügend bekannt, andererseits aber gerade vermöge seines Wesens und seiner Stellung im Hintergrunde der menschlichen Phantasie die geeignetste Figur abgegeben habe. Genug, die drei: Fuchs, Wolf und der König (Sieger, Unterliegender und Richter), sind die Hauptfiguren in der Tierfabel und an diese reihen sich die übrigen mehr oder weniger untergeordnet an.

(Schluß folgt.)

\*) Wahrscheinlich ist diese Fabel eine Nachbildung der, welche Nathan wegen Davids Eheschlag und Eheberuch mit Urias' Weibe diesem erzählte. Fabel siehe 2. Buch Samuels 12. Kap. 1-4.

**Karnevalsfest im Dogenpalast zu Venedig.** (Illustr. Seite 480 und 481.) Das einzig in seiner Art dastehende, großartig schöne Gebäude, der Wohnsitz der alten Dogen der Republik Venedig, widerhallt in seinem Innern von allerhand Scherzspiel — der Karneval, dessen grotesk buntes und ausgelassenes Treiben die Straßen durchtobt, wird auch in diesen prunkvollen Räumen in Lust und Liebesrausch begangen. Soeben tritt der Doge, seine schöne Gemahlin am Arm, in den Saal, mit vollen Gläsern begrüßt, seine Begleiterin von vielen bewundert. Die posseureichenden Harlekine begnügen sich jedoch nicht, diese Bewunderung still darzubringen, — unter den Klängen des Tambourins versichern sie abwechselnd der Herrin des Hauses ihre ewige Verehrung. Es ist eben Karneval, die Zeit von einigen Tagen, in der der Mensch seine das ganze Jahr unterdrückte Ausgelassenheit und Karrheit öffentlich ungestraft zur Schau tragen kann, und da kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn der strenge Herr fröhlich dreinschaut und die schöne Venetianerin an seinem Arm die Fuldigungen des kerksten Burischen mit einem verliebten Blicke erwidert. Aber der Maler hat uns von dem Feste in diesen Räumen nur eine Szene vorgeführt, die übrigen Säle sind nicht minder angefüllt von der bunt verkleideten Menge, die sich theils nach den Klängen der Musik auf dem Parquet dahin bewegt, theils auch unter der Verkleidung auf galante Abenteuer ausgeht oder sich plaudernd oder das Treiben beobachtend bei Seite hält. Ueberall aber ertönt fröhliches Lachen und zwischen hindurch das Klingeln der gefüllten Gläser, — all' das Uebel und Weh, das diese Menschen sonst bedrückt, ist der Karnevalsstimmung gewichen oder doch unter der bunten Maske verstedt, und es hat ganz den Anschein, als wären sie dauernd von aller Widerwärtigkeit völlig befreit. So auch in den Straßen, wo das Volk seinen Karneval feiert, nur daß dort noch viel mehr Ausgelassenheit zu finden ist und oft sogar recht derbe, drastisch wirkende Scherze mit alledem getrieben werden, das sonst nur ein Gegenstand der Verehrung sein darf. Aber heute ist selbst unter dem grauamsten Pfaffenregiment vollständige Freiheit und zwar nicht nur des Denkens, sondern des Redens — in Wort und Bild kann man sich über gewisse, sonst sehr empfindliche Personen und Dinge lustig machen, ja sie sogar bitter verspotten. Morgen, wenn der Kaufschiff verfliegen, stellt sich dann wol bei manchem ein geringer Kazenjammer ein, wenn ihm die profaische Alltäglichkeit wieder überall entgegentritt und ihm völlig zum Bewußtsein kommt, daß der Hochgenuß der freien Bewegung nichts als ein Traum war. Vielleicht ahnt man heute schon diese unangenehme Erfahrung und ist deshalb umso ausgelassener närrischer.

Karneval wird abgeleitet von caro vale, d. h. Fleisch, lebe wohl, und man vermutet, daß diese Festlichkeit ihren Ursprung in den alt-latinischen Festen, den Saturnalien hätte. Diese nach der Sage von Jannus, nach andern Behauptungen 507 v. Chr. zum Gedächtnis des glücklichen, von Freiheit und Gleichheit geschaffenen Zustandes der Menschen unter der Regierung des Göttervater Saturnus eingeführt, dauerten anfangs nur einen Tag im Dezember, wurden jedoch unter Augustus drei Tage lang gefeiert. Unter Tiberius fügte man noch einen vierten und unter Caligula noch einen fünften Tag hinzu. Während man sich an diesen Festtagen dem ungezügeltsten Vergnügen hingab, ruhten alle Arbeiten und herrschte überall uneingeschränkte Freiheit. Selbst die Sklaven wurden ihrer abhängigen Stellung entkleidet, durften mit ihren Herren an einem Tische sitzen und empfangen auch von jenen Dienstleistungen. Öffentliche Spiele, Gladiatorenkämpfe und Wettrennen im Zirkus wurden an diesen Festtagen abgehalten, desgleichen öffentliche Schmausereien von Wohlhabenden veranstaltet, bei denen sich die Teilnehmer mit Myrtenlaub bekränzten. Das eigentliche Land des Karnevals ist denn auch Italien geblieben, namentlich spielte er im Mittelalter in Venedig eine große Rolle, und während er sonst meist nur an den Tagen stattfand, die dem Aschermittwoch vorangehen, begann er hier schon am 26. Dezember. Maskenaufzüge, Tiergefechte, Feuerwerke und allerlei belustigende Veranstaltungen wurden geboten. Mit dem Niedergang der Größe und Machtstellung Venedigs wanderte aber auch der Glanz des Karnevals nach Rom aus, wo er seine höchste Blüte entfaltete und von Goethe in seinem „Das Karneval in Rom“ nach eigener Anschauung ausgezeichnet beschrieben wurde. Wer sich über das bunte närrische Treiben der Volksmenge in den Straßen, die bunte und oft kostbare Pracht des Korso und dergleichen andere Belustigungen während der 8 Festtage eingehend unterrichten will, der lese die betreffende Abhandlung. Wenn man die ausgelassene Freude, den sinnlichen Genuß in den bunten Bildern an sich vorbeiziehen sieht, so erscheint es, als wolle man sich allgemein schon von vornherein für die kommende, von der Religion vorgeschriebene nüchterne und kluglose Zeit des Fastens und Wetens entschädigen. So kam es denn auch, daß man bei dieser Gelegenheit einen fetten Ochsen, der mit vergoldeten Hörnern und Bandwerk geschmückt war, durch die Straßen zur Schlachtbank führte, wodurch das zeitweilige Aufhören des Fleisssens symbolisch angedeutet wurde.

Ein dem italienischen Karneval ähnliches Fest bildete sich in Deutschland seit dem Mittelalter im Fasching aus; von der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege fast verdrängt, wurde es zu Anfang dieses Jahrhunderts aber durch die Franzosen wieder eingeführt und fand auch in den rheinischen Städten Aufnahme, wo es sich namentlich in Köln und Mainz noch am besten erhalten hat. Die Fastnacht und die Maskenbälle mit ihrem Mummenschanz in Deutschland sind wohl dem allgemeinen Gange zu diesem närrischen Treiben entsprungen und gewahren

leise Anklänge an die großartigen, nährreichen Veranstaltungen der Italiener. Der leichtbewegliche Charakter dieses Volkes, sowie die heitere Natur ihres Landes sind freilich natürliche Vorbedingungen, die den Deutschen gänzlich fehlen, weshalb auch bei uns dergleichen Belustigungen dieses Urwüchsiges und Urrprüngliche abgehen wird. Die Vergnügungen des Karnevals, die in Italien selbst Goethe, der dieselben zum erstenmale abspredend beurteilte, schließlich doch anzogen, arten bei uns leicht aus und werden albern und unausstehlich. Zudem gehört dazu ein leichter Sinn und eine in der Natur oder in den Verhältnissen begründete Sorglosigkeit, die namentlich uns in der jezigen Zeit durchaus mangelt. Ob der Karneval daher für die Zukunft Aussicht auf Bestand hat, ist eine Frage, die hier unerörtert bleiben mag. Jedenfalls wird er seine bisherige Form abstreifen müssen und findet dann vielleicht in den Maskeraden und großen Festzügen des düsseldorfer Maskenfests, des berühmten von Makart geleiteten Festzuges der Stadt Wien 1879, des Festzuges zu Köln zu Ehren der Dombauvollendung u. a. gute Vorbilder. Historische und allegorische Darstellungen von berühmter Künstlerhand entworfen und ausgeführt und in großen Festzügen dem Volke vorgeführt, wobei auch dem Vergnügen unbehindert sein Recht zuteil werden könnte, würden für die Volkserziehung von großem Werte sein und wesentlich beitragen, die auch bei solchen Festlichkeiten bis heute noch beliebten rohen Ausartungen zu beseitigen. So würde man denn auch den Worten des Dichters gerecht, der da singt:

Löblich wird ein tolles Streben,  
Wenn es kurz ist und mit Sinn;  
Heiterkeit zum Erdeleben  
Sei dem flüchtigen Rausch Gewinn!

Gemalt ist unser Bild von Karl Beder, der am 18. Dezember 1820 zu Berlin geboren, in München studierte, dann bei der Ausführung der Fresken von Cornelius in der Vorhalle des berliner Museums mitthätig war und später durch Reisen in Italien und Frankreich seine Studien fortsetzte. Außer vielen Delbildern schuf er eine Anzahl Wandmalereien im neuen Museum zu Berlin. Er ist Mitglied und Professor der berliner Akademie.

### Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

**Allerlei Statistisches.** Einwohner (Ende 1881): London 3 489 428; Paris 2 225 910; Amsterdam 336 000; Algier 64 714; Buenos-Aires 180 752. Volksschulen in Japan 28 025 und andere Unterrichtsanstalten 1321; insgesammt Schüler beider Geschlechter 2 315 052. Bevölkerung von Ungarn 1880 im ganzen: 15 642 178 bei dem geringen Zuwachs von 1,46 pCt. innerhalb zehn Jahren. Davon sprechen ungarisch als Muttersprache 6 165 088, deutsch 1 798 379, slowakisch 1 790 476, walachisch 2323 788, kroatisch und serbisch 605 725, ruthenisch 342 351, andere Sprachen 203 767, des Sprechens überhaupt noch unfundig sind 499 054. In finanzieller Beziehung steht Ungarn außerordentlich schlecht, die jährlich zu zahlenden Zinsen seiner Staatsschulden sind während der letzten 7 Jahre um über 72 Millionen Mark gestiegen und betragen 214 471 076 M., d. i. nicht viel weniger als die Hälfte der für 1882 auf 598 Millionen Mark veranschlagten Einnahmen; dabei ist auch für dieses Jahr wieder ein Defizit von 60 Millionen Mark vorausgesehen, — eine Finanzlage, welche das Land der stolzen Magyaren mit Riesenschritten auf dem Wege zum Staatsbankrott vorschreitend erkennen läßt. Bevölkerung von Bulgarien insgesammt 1 998 983 (Januar 1881), davon 1 007 105 männliche Civilisten, 975 253 Frauen, 16 625 Soldaten. Gesammte Einwanderung in die Vereinigten Staaten während des Jahres 1881 716 868 Menschen, davon verhältnismäßig die meisten aus Scandinavien 82 089, d. h. 1,8 pCt. seiner Bevölkerung, dann aus Irland 70 869, 1,3 pCt., aus Deutschland 248 323, 0,6 pCt., aus Schottland 16 441, 0,5 pCt., aus England 77 750, 0,3 pCt., aus Oesterreich 19 667, 0,05 pCt. der Bevölkerung des Vaterlandes. Die Anzahl der Schiffsverluste umfaßte 1881 auf allen Meeren und größeren Binnenseen 2030 Dampf- und Segelschiffe gegen 1671 Fahrzeuge 1880, von welchen ersteren über die Hälfte, 1048, Großbritannien angehörten. Der Gesamtverlust wird an Geldwert, anscheinend sehr hoch, auf 5½—5<sup>3</sup>/<sub>5</sub> Milliarden Mark geschätzt, Menschenleben sind dabei verloren 4134 gegen 3980 im Vorjahr.

### Ratgeber für Gesundheitspflege.

**Glauchau.** B. An. Bezüglich der Verunreinigungen des Mehls und bezug der Frage, wie derselben begegnet werden sollte, sind auf der im September v. J. zu Wien abgehaltenen 9. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege eine Reihe Thesen aufgestellt worden, die dem heutigen Stande der Wissenschaft gemäß Ihre Fragen beantworten. Dieselben lauten 1. Die neueren Fortschritte auf dem Gebiet der Mählentechnik haben zur Erhöhung der

Qualität des Mehls wesentlich beigetragen und die Herstellung einer möglichst großen Quantität hochfeiner weißer Mehle ermöglicht. 2. Insbesondere ist es der Hochmüllerei gelungen, die im Getreide vorkommenden wertlosen oder gesundheitsgefährlichen Verunreinigungen nahezu vollständig zu verhüten und die Scheidung der Schalenenteilen von dem Innern des Kornes auf das möglichste zu bewirken. 3. Mit Rücksicht auf diesen Stand der Mählindustrie ist vom sanitären Standpunkt zu fordern, daß das Mehl des Handels möglichst keimfrei sei und jedenfalls nur solche Bestandteile enthalte, welche die Getreidefrucht zusammensetzen. Fremde Substanzen dürfen darin so gut wie gar nicht vorhanden sein. 4. In dem Mehl, wie es im Handel vorkommt, sind wiederholt mannigfache, nicht dazu gehörige und die Qualität beeinträchtigende, ja sogar gesundheitschädliche Beimischungen beobachtet worden. Von den mineralischen Substanzen sind es namentlich Gyps, Schwefel und Kreide, ferner Alaun, Kupfer- und Zinkvitriol, von den vegetabilischen hauptsächlich das Mehl der Unkrautsamen (sog. Ausreuter) oder dasjenige billigerer Mehlsorten, welche zum Zweck der Gewichtszunahme in betrügerischer Weise zugefügt werden. 5. Diese Verunreinigungen sind teils solche, welche den Nährwert des Mehls herabsetzen und die Verdaulichkeit des Gebäcks vermindern (Gyps, Kreide, Alaun etc.), teils solche, welche den Geschmack des Brotes und die Backfähigkeit des Mehls nachteilig ändern (ausgewachsenes Korn, Unkrautsamen, Ausreuter der Mühle), endlich auch solche, welche giftige, gesundheitschädliche Wirkungen hervorrufen (Samen von *Agrostemma Githago*, Mutterkorn, Voleum). — Soweit diese Thesen. Es leuchtet ein, daß nur eine regelmäßige, tief eindringende Kontrolle seitens sachverständiger Kommissionen jeder Schädigung des Publikums wirksam entgegenzutreten vermögen.

**Hannau.** Mag. S. Die Sie belästigenden Geschwürchen sind sog. Aphthen, welche bei Erwachsenen wie bei Kindern an den Rändern der Zunge, der Mundschleimhaut, an den Lippen und dem Zahnfleisch häufig zu finden, aber nirgends gefährlich sind, wenn auch bei Berührung oder Bewegung der betreffenden Teile ziemlich schmerzhaft und unbequem. Die Heilung erfolgt innerhalb 5 bis 6 Tagen meist ohne weiteres Zutun. Jedenfalls ist aber möglichste Reinhaltung des Mundes, bei Erwachsenen durch Gurgeln mit lauwarmem Wasser, anzuraten. Die verschiedenen Zusätze zu dem Gurgelwasser, welche ärztlicherseits der Medikamentenucht der Patienten zuliebe öfters angewendet werden, sind fast immer überflüssig. Der Ursachen hat die Aphthenbildung sehr verschiedene aufzuweisen; sehr häufig hängen sie mit Verdauungsstörungen, insbesondere auch allzureichlicher Ernährung zusammen, oder bilden eine der Folgen übermäßigen Tabakgenusses.

### Redaktions-Korrespondenz.

**München.** Josef P. J. So beträchtlich, als Sie meinen, ist der Gebietsverlust nicht gewesen, den Bayern nach dem Kriege von 1806 erlitten hat. Er betrug im ganzen 10<sup>3</sup>/<sub>5</sub> Quadratmeilen mit 32976 Bewohnern und betraf also dem über die Größe im heftigsten Gebiete hinübertragenden Teile des Landesgerichts Ob- u. d. 3,48 Quadratmeilen mit 9109 Einw., ferner dem Bezirksamte Gersfeld in der hohen Rhön mit der Judballe, 6,52 Quadratmeilen mit 23 361 Einw. und der oberhalb Saalfeld gelegenen Enklave Baulsdorf, die nur 1<sup>1</sup>/<sub>10</sub> Quadratmeile groß war und 561 Einw. zählte. 2. Die dem bayerischen Volke durch die Verfassung zugeführten Rechte bestehen nach den von König Maximilian Joseph festgelegten Grundzügen der Verfassung in: Freiheit der Gewissen, und gewissenhafte Scheidung und Schätzung dessen, was des Staates und der Kirche ist; Freiheit der Meinungen, mit gesetzlichen Beschränkungen gegen den Mißbrauch; gleiches Recht der Eingebornen zu allen Würden des Staatsdienstes und zu allen Bezeichnungen des Verdienstes; gleiche Berufung zur Ehre und zur Ehre der Waffen; Gleichheit der Geseze und vor dem Geseze; Unparteilichkeit und Unauflöslichkeit der Rechtspflege; Gleichheit der Belegung und der Pflichtigkeit ihrer Leistungen; Ordnung durch alle Teile des Staatsbankhaltes, rechtlicher Schutz des Staatscredits, und gesicherte Verwendung der dafür bestimmten Mittel; Wiederbelebung der Gemeindeförderung durch die Wiedergabe der Verwaltung der ihr Wohl zunächst berührenden Angelegenheiten; eine Staatsmacht — hervorgehend aus allen Klassen der im Staate ansässigen Staatsbürger — mit den Rechten des Vertrats, der Zustimmung, der Willkür, der Wünsche und der Befehrsbefugnis wegen verletzter verfassungsmäßiger Rechte, — beruhen, um in öffentlichen Versammlungen die Weisheit der Beratung zu verfeinern, ohne die Kraft der Regierung zu schwächen; endlich eine Gewähr, sichernd gegen willkürlichen Wechsel, aber nicht hindernd das Fortschreiten zum Besseren nach angewandten Erfahrungen. — Für eine im Jahre 1818 gegebene Verfassung war das gar nicht übel.

**Kolberg.** Alter Menschenkennner. Sie sind der Ansicht, die Menschen wären so schlecht und dumm, daß sie allesamt das bische Glück und politische Freiheit, welches sie hier auf Erden genießen, noch lange nicht verdienen. Dieses ewige Gewinn und Wendel über Armut und Not, politische Abhängigkeit und sonstiges Ungemach kommt Ihnen nur „lächerlich und unverschämmt“ vor, wenn das „Menschengemüth nicht selbst so elend, so gedankenlos und so träge im Schaffen und Handeln“ wäre, dann wäre die Welt längst anders. Nun — abgesehen von der etwas sehr kräftigen Ausdrucksweise, haben Sie nicht so ganz unrecht wenigstens; soweit Sie aber tun, als wenn die Menschen im Grunde doch dem Himmel nur dankbar sein können, daß es ihnen nicht schon viel schlechter geht, als es der Fall ist, so erinnert Ihre Genügsamkeit uns doch gar zu sehr an die ebenso wahre als rührende Bescheidenheit jenes Argentinierdichters, der da sang:

Ich bin ein edles Rabenmaß,  
Ein wahrer Sündenkrüppel,  
Der alle Sünden in sich trug,  
Als wie ein Ruff die Zwitbel.  
Herr Jesu, nimm mich Hand beim Ohr,  
Wirf mir den Sündennochen vor  
Und schmeiß mich Sündenlammel  
In deinen Gnadenhimmel.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Der Unfug der Deposition und des Pennalismus auf den deutschen Universitäten. Ein Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert. Von A. M. — Eine Säkular-Erinnerung an Schiller. Von Dr. A. Israel. — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fort.) — Reineke Fuchs. Eine literar-historische Skizze von Fr. Nauert. (Fort.) — Karnevalsfest im Dogenpalast zu Venedig. (Mit Illustr.) — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Allerlei Statistisches. —